

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 25 (1935)
Heft: 18

Artikel: Vom Mikrophon - durch den Luftraum - zum Hörer!
Autor: Bieri, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640702>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

in der Welt und dennoch jedes für sich entschlossen, den Gegner auf der Stelle niederzuringen. All das ihr widerfahrene Leid formte sich im Blick des entwürdigten Weibes zur geschliffenen Waffe, unter welcher Dünkel und Uebermut des ungerechten Mannes kläglich zusammenschumpften. Nie noch war er der Glut des schuldlosen Elends so nah gekommen, sein Hirn fing Feuer, und alles, was ihm an Unfug, Härte und Kälte eigen war, reichte nicht aus, den Brand zu löschen. Manchen Frevel hatte er freilich auf dem Gewissen, aber jeder andere erschien ihm federleicht im Vergleich zu dem, dessen Brigitte Böhi ihn anklagte.

„Du wirst, schäh' ich, wissen, was du mir für eine Blamage angerichtet hast! Was brauchtest du den Leuten von einer Heirat zu faszeln? 's Maul gleich so voll zu nehmen? Schreib's also deinem Unverstand zu, daß es anders gegangen ist, als du dachtest!“ versuchte er ihr stummes Urteil anzufechten. Er wirbelte den roten Schnurrbart auf und rollte die Augen vor Hilflosigkeit.

„Nein, ich weiß nicht, was Sie meinen und womit ich gefehlt haben soll. Sie sind damals zu mir gekommen, nicht ich zu Ihnen. Was Sie von mir wollten ... das, allerdings ... ich hab' es zu spät begriffen. Aber wenigstens weiß ich jetzt, daß es so besser um mich steht, als wenn wir doch noch zusammengekommen wären!“ entgegnete sie leise, abgewandt mit Leib und Seele. Sie fuhr sich dabei über die Stirn, als müsse sie ihre ganze Vergangenheit fortwischen.

„So, meinst du? Und der Bub ... was wird aus dem?“

„Das weiß ein anderer. Solang ich gesund bin, sorg' ich schon für ihn.“

Der unerschütterliche Ton, aschgrau, trübselig wie sieben Tag Regenwetter, ging ihm ärger auf die Nerven als Grabgeläut und Leichenbitterprüche.

„Verstodtes, einfältiges Stündergewäsche! Hab' ich dir nicht gesagt, daß ich willens bin, ihn ordentlich auszurüsten und schulen zu lassen?“ fuhr er noch einmal auf ihren Starrsinn los. Es mußte mit aller Gewalt heraus, obwohl er damit nur die neuerwachte Vatersehnsucht verriet — die Stelle seiner Menschlichkeit. Verflucht ja, er konnte sich das zutrauliche Bürschchen nicht so leicht aus dem Sinn schlagen wie etwa einen mit Schnur und Hafen abgegangenen Hecht. Immer wieder gelüstete es ihn, sein „Ebenbild“ zu betrachten, den blonden Kraustopf zu hätscheln, die unterhaltfame kindliche Neugier zu stillen. Oberholzer junior! Die Ohren läuteten ihm Tag und Nacht davon. Was er den Treustädtern für einen fernigen Nachfolger aufzurichten gedachte! Kein geschniegeltes, wässeriges Ehefrüchtchen, holla! sondern ein heimlich und wildgewachsenes Pflänzchen, vor dem die Pastoren und sonstigen Botaniker sich bekreuzten, weil sich's nicht einschachteln ließ, weil's ihnen im Handkehrum über den Kopf wuchs und dazu allerlei üppige Blüten trieb, so daß sie wiederum bekennen mußten: „Kein Wunder, wenn der alte Tunichtgut dahinter steht ... der Schützenkönig. Da hat der allweg seinen besten Schuß getan!“

(Fortsetzung folgt.)

Vom Mikrophon — durch den Luftraum — zum Hörer!

Kleine Radio-Erlebnisse und -Geheimnisse, ausgeplaudert von Friedrich Bieri.

Nie hat das ganze Drum und Dran des Radiowesens einen so großen und nachhaltigen Eindruck auf mich ausgeübt, wie an jenem Sonntagnachmittag, als ich nach einer einstündigen musikalischen Darbietung des Schweizerischen Radio-Orchesters im Radio zu sprechen hatte. Ich saß im Vorzimmer des Studio Zürich und machte es mir in einem der beiden Polsteressel, die zur Ausstattung dieses äußerst einfach, aber dennoch geschmackvoll eingerichteten Raumes gehörten, recht bequem. Gemütlich ruhend wollte ich hier in der Stille dieses Empfangszimmers den großen Augenblick des Beginnens meines Vortrages erwarten, wie es vor mir Duzende getan haben mochten. Zum ersten Male im Radio zu sprechen, könnte einem die Pulse schon schneller schlagen lassen. Aber zu langen Ueberlegungen ließ mir der freundliche Sprecher des Studios keine Zeit; denn schon nach wenigen Minuten holte mich dieser aus dem Zimmer weg und complimentierte mich in den großen Konzert- und Senderaum, in dem das Radio-Orchester unter der Leitung seines Vice-Dirigenten Erwin Gilbert bereits seine Nachmittagsmission begonnen hatte, also mitten in „voller Arbeit“ stand.

Wiederum gemütlich in einem der ungefähr 50 vorhandenen, hellblau überzogenen Plüschessel sitzend, erwartete ich nunmehr hier das Ende der musikalischen Sendung, die in verschiedene einzelne Programmnummern zerfiel. So saß ich, mir und meinen Gedanken überlassen, in der mir bisher fremd gewesenen Welt des Senderaumes, umtost von Orchesterklang und Gesang. Der Dirigent, dem Chor, Solisten und Orchester gehorchten, schien ein Buddha der Musik zu sein. Fünf Arme schien er gleichzeitig durch die Luft zu schwingen. Der Techniker, der hinter einer großen Wandscheibe steht, die die technischen Anlagen vom Konzertsaal scheidet, ist ganz Spannkraft, hat die Augen überall, sieht alles, hört alles und ist vor Energie und Hitze hochrot im Gesicht.

Ueber allen Musikern und Sängern, die auf einer sachte ansteigenden, treppenartigen Estrade gruppiert sind, hängt an einer langen, verstellbaren Stange von der Decke herab das geheimnisvoll, viereckige Kästchen, das man „Mikrophon“ nennt! Jenes Ding also, das alle die herrlichen Tonwerke aus diesem Saale Woche für Woche an die Ohren der vielen Tausenden von Hörerinnen und Hörer im In- und Auslande befördern hilft. Ein kleiner, unscheinbarer Apparat ist es nur, von dem man aber in Hörerkreisen immer mit einer gewissen Ehrfurcht spricht! — Leuchtend rote Buchstaben hinter rechteckigen Milchglascheiben verkünden über allen Eingängen dieses Saales das Wort „Sendung!“ und nach den einzelnen Zwischenpausen erscheint das nicht minder gewichtige Wort „Ruhe!“ in grünen Lettern, wenn sich der Techniker hinter seiner dicken Scheibe anschickt, das Mikrophon im Saale wieder in den Stromkreis einzuschließen.

Die Sendung nimmt ihren Fortgang. Unaufhaltsam rückt der große Zeiger der Saaluhr über dem Haupteingang auf 5. Noch 15 Minuten! Nach diesen paar Minuten soll ich also das Wort haben dürfen! Lieber 900 Sekunden denken; das scheint mir eine viel umfangreichere Frist, als die simple Zahl 15. — Jetzt setzt das Orchester zum letzten Teil des Programmes an. Da öffnet sich auch schon eine der Doppeltüren zu meiner Rechten und mein Name wird energisch, aber nicht ohne Wärme gesagt. Es klingt etwas Ermutigendes und Beruhigendes in dieser Stimme. Dies ist die Aufforderung zum Hinausgehen und nachherigen

Sinauffsteigen über eine steinerne Wendeltreppe in das erste Stockwerk und zum Eintritt in ein ganz eigenartiges Zimmer, wie es nur in Radio-Studios anzutreffen ist. Dies aber weiß ich heute noch gut, daß ich sehr weich auftrat, wie kaum zuvor in meinem Leben. Aber über die Qualität des eigenartigen Bodenbelages, der, wie mir schien, den ganzen Raum bedeckte, könnte ich mir keine bestimmten Gedanken machen. Was sonst noch zugegen war an Möbeln — ich könnte es heute mit dem besten Willen nicht alles „ausbringen“! Ein kurzer „Tisch“, nicht sehr hoch — was für eine Bezeichnung gebe ich ihm nur? Ein schwarzes, mit Knöpfen und Tafelfelchen reich überfülltes „Stehpult“! — Vor mir aber steht das in einen weißen Marmorwürfel eingebaute, geheimnisvolle Maschinchen auf vernickeltem, drehbarem Stabe, in das ich sprechen soll! Das Wunderding also, das meine Stimme weiterleiten will in ungezählte Menschenohren! Ich glaube, wenn es früher oder später mit dem Fernsehen ernst wird und der Sprechende die Hörer auch noch sieht, dann wird es ungemütlich im Studio! Aber jetzt gilt immer noch: „Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß!“ — Ein Stück Stoff, wie beige-farbene Emballage oder Gaze anzusehen, ist über den Schallbecher mit der darin befindlichen, sehr empfindlichen Membrane gespannt ...

Es ist ein Geschäft — es ist kein Kaffeekränzchen, wenn man im Radio spricht! — „Noch bleibt uns eine Minute“, sagt der Sprecher, als ich in meinem Sessel Platz genommen habe. Hemdärmelig sitzt er mir gegenüber an einer großen Tafel voller Hebel und Lämpchen. „Wir können die Honorarfrage erledigen!“ — Eine Quittung unterschreiben und das Geld in die Mappe stecken ist das Werk der ersten halben Minute. Das Erklären der geheimnisvollen Lämpchen vor mir auf dem schrägansteigenden Pult mit den darunter befindlichen Merktäfelchen, auf denen ich u. a. lese: „Langsamer“, „Schneller“, „Deutlicher“, „Zurück“, „Beenden“, „Näher“ u. s. f. und der kurze Hinweis, daß ich nach Beendigung meines Vortrages auf einen zu meiner Rechten auf der Tischplatte befindlichen, roten Knopf zu drücken haben würde, ist das Werk der andern halben Minute. — Achtung! — Irgendwo klappert ein metallenes Fällchen und der Sprecher vis-à-vis schiebt das bewegliche Kästchen, das Wunderding „Mikrophon“ in seine Nähe. Und dann beginnt er:

„Schweizerischer Landesender Beromünster, Studio Zürich. Sie hörten einen Walzer aus „Les Cloches de Corneville“ von Lecocq. Sie hören jetzt einen Vortrag von ...“ (folgt mein Name und Thema des Vortrages) ... Mit einer raschen, geschickten Bewegung schiebt der Sprecher das Mikrophon hinüber, dicht vor meinen Kopf und entfernt sich distret nach den ersten Worten, die ich spreche. — Einmal im Fluß des Lesens, gefällt mir die Sache außerordentlich gut, und ich denke so zwischenhinein: „Schade, daß die Uhr nebenan so rasch läuft!“ ...

Ein ausgesprochenes Kommen und Gehen ist im Radio-betrieb miteingeschlossen. Ein Professor aus der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, der um drei Uhr auf dem Sessel gethront hatte, auf dem ich wenig später saß, verließ das Haus, als ich eintrat. Walter Wilds „Swiss-Boys“ und die Zürcher Tödler Max Rohner und Walter Frei hatten in einem der mittelgroßen Senderäume im Parterre Platz genommen, als ich im ersten Stockwerk meine letzten Sätze sprach. Sonst aber herrscht eine seltene, fast unheimliche Ruhe in diesem „Radiohaus“, wenn die Apparate schweigen!

Von mancherlei ergötzlichen Ereignissen und Begebenheiten wissen die Radioteute von den verschiedenen schweizerischen Studios zu erzählen. So geschah im verfloßenen Sommer folgendes „Hörstörchen“:

Ein bekannter Handharmonika-Virtuose aus der Inner-schweiz, dessen Name hier aber taktvoll verschwiegen sei, war für einen Abend, dem obligaten, vollstümlichen Samstagabend des Studio Zürich, verpflichtet worden. Abends um sieben Uhr hätte der gute Mann im Studio zu erscheinen gehabt. Nun aber kommt der biedere Künstler um zwei Uhr mit der Bahn aus dem Kanton Schwyz angereist und begibt sich schnurstraks in das Niederdorf in die „Gans“, um sich bei einem Täßchen die lange Wartezeit zu verkürzen. Aus dem einen Täßchen werden zwei, dann vier, fünf und noch etliche mehr — und Radio und Darbietung sind vergessen! Was aber tut der Mann, als er spät nachts mit Schreden seiner Vergeßlichkeit inne wird? Er begibt sich zunächst irgendwo zu Bette und erscheint am darauffolgenden Sonntagvormittag, währenddem Predigten aus Zürcher Kirchen übertragen werden, im Studio, und spricht auf der Direktion vor. Er entschuldigt sich verlegen für sein Nichterscheinen am verfloßenen Abend und verlegt sich aufs Bitten, ihn doch jetzt gleich nach den Predigten spielen zu lassen! Aber auch sein feierlichst abgegebenes Versprechen, alsdann desto schöner und wunderbarer zu spielen, verfängt nicht bei der gestrengen Direktion, die sich an das festgesetzte Programm halten muß — und so mußte der biedere Bürger aus der Inner-schweiz unverrichteter Dinge in seinen Heimatgau zurückkehren!

Ein alter Professor, der einmal in einem Vortragszyklus zu sprechen hatte, soll jedesmal vor Beginn in aller Eile seine Schuhe und Socken ausgezogen haben, weil er — wie er behauptete! — sooo bedeutend besser sprechen könne! — Ein anderer Professor wurde durch die während einer Emission zufällig eintretende Sprecherin des Welschlandlenders dabei ertappt, als er einen Strauß Zierstücken aus einer Wase nahm, die auf einem kleinen Ziertischchen stand, die Blumen in hohem Bogen in den Papierkorb schmiß und sich mit dem Wasser in der Wase den Durst löschte, den das lange Sprechen ihm verursacht hatte!

Bei einer andern Gelegenheit teilte ein bekannter Sänger der Studio-Leitung des Monte Ceneri-Senders ein paar Stunden vor seinem „Auftreten“ telephonisch mit, daß er unbedingt während des Singens unter seinen Füßen ein Brett liegen haben müsse“, da dies einen großen Einfluß auf die Klangfarbe seiner Stimme ausübe!“ Aber die Leitung teilte dem originellen Sänger bestimmt aber höflich mit, daß im ganzen Sendegebäude kein Brett aufzutreiben sein werde, da sich nur die allerwichtigsten Gegenstände im Hause befänden, zu welchen aber Bretter nicht gezählt würden! Was aber tat der Jünger Caruso? — Als die Stunde seines „Auftretens“ herangefommen war, erschien er zur festgesetzten Zeit im Studio. Unter dem einen Arme trug er seine Mappe mit den Notenheften und den Gesangstexten; unter dem andern Arme aber ein kurzes, schmales Brett aus Rosenholz, fein säuberlich in Seidenpapier eingewickelt! — Wenige Minuten nach seiner Ankunft klangen die Lieder dieses sonderbaren Sängers, der auf seinem Brette stand, an die Ohren der Hörerinnen und Hörer zu Stadt und Land! — Ob nun aber diese Lieder sooo „unterlegt“ schöner und herrlicher geklungen haben, das werden mir diejenigen Hörerinnen und Hörer sagen können, die damals diese Emission abgehört haben! ...

Schwäbische Hausinschrift.

Behüt uns Gott vor teurer Zeit,
vor Maurer und vor Zimmerleut,
vor Doktor und vor Apotheker,
vor die Heuchler und vor die Schlieder,
vor Advokaten und falschem Geld,
so geht's uns gut auf dieser Welt!